

Matthias Attig

Begriffsrealismus als sprachwissenschaftliches Problem

Überlegungen zur kategorialen Eigenart von Termini

1 Terminologieforschung und die Dichotomie von Realismus und Konstruktivismus

Die hier vorgelegte Studie befasst sich mit dem Problem des Begriffsrealismus und seiner Relevanz für die linguistische Terminologieforschung. Dies heute bisweilen ein wenig stiefmütterlich behandelte Teilgebiet der Sprachwissenschaft – es wird für gewöhnlich unter die Fachsprachenforschung rubriziert – verdient in Zeiten, da jene Disziplin sowohl ihren Gegenstand als auch die sie kennzeichnenden Prozeduren der Theoriebildung in einen ideen- und kulturgeschichtlichen Zusammenhang einzurücken sucht¹ und zudem das Bedürfnis verspürt, sich in aktuelle Debatten um die Voraussetzungen menschlicher Erkenntnis und das Wesen des Erkannten einzuschalten, wie jüngst wieder Gabriel mit seinem Paradigma des Neuen Realismus sie angestoßen hat,² verstärktes Interesse: Mag sie auch nicht von vornherein als eine solche angelegt sein, so kann man der Begriffslehre gleichwohl Merkmale einer transdisziplinären Metawissenschaft attestieren, insofern sie eine Vorstellung oder zumindest eine Ahnung davon gibt, wie sich das formale Inventar, insbesondere aber die Lexik von Fachsprachen – nota bene auch der linguistischen – systematisch und analytisch stringent an ideologisch-weltanschauliche und institutionelle Kontextfaktoren rückkoppeln lässt. Zum Zweiten hat sich die linguistische Analyse von Termini bei der

¹ Diese Tendenz findet bei Kuße (2012) einen kanonischen Ausdruck. Um ihre Fundierung im Sinne einer sprach-, medien- und kommunikationswissenschaftlichen Metakritik hat Metten (2014) sich verdient gemacht. Neuerdings sind auch Bestrebungen zur Schaffung organisatorischer und institutioneller Strukturen zu verzeichnen, die vor allem von jüngeren Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftlern ausgehen (siehe etwa das Positionspapier von Schröter/Tienken (2016)). Der fälligen Auseinandersetzung mit der Frage, wie die Fachsprachenforschung angelegt sein müsse, damit sie kulturspezifische Wirkfaktoren ins Blickfeld rücken könne, haben Galtung (1983/1985) und Clyne (1991; 1993) bereits in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts präludiert. Die diesem thematischen Komplex gewidmete Literatur ist mittlerweile unüberschaubar; es sei hier lediglich auf die Synopse von Kalverkämper (1998) verwiesen. ² S. hierzu Gabriel 2014.

Bestimmung von deren gnoseologischer Funktion dem Antagonismus zwischen konstruktivistischen und (neo-)realistischen Positionen exponiert, wie er derzeit den akademischen Diskurs durchzieht und in dem der antike Universalienstreit wieder aufzuleben scheint. Auch wenn sie die Frontlinie bloß selten deutlich konturiert, so darf man doch von ihr einige Winke erwarten, wie man einen Ausgleich zwischen den gegensätzlichen Haltungen erzielen und damit ihrer wechselseitigen Bedingtheit, die für ihre jeweilige Ausformung strukturelle Bedeutung besitzt, Rechnung tragen könnte. Die Begriffswissenschaft darf so mit Blick auf die durch Polarisierung charakterisierte Diskussion, wie sie heute geführt wird und die doch einer langen, niemals abgerissenen Tradition entspringt, als eine Art Korrektiv ante rem gelten. Inwieweit und unter welchen Gesichtspunkten eine solche Einschätzung gerechtfertigt ist, sollen die nachfolgenden Überlegungen aufzeigen.

2 Der semiotische Stellenwert von Termini

Die frühe linguistische Terminologieforschung, für die das 1973 erschienene Kompendium von Drozd und Seibicke dokumentarisch ist, proklamierte noch gänzlich undialektisch den Primat des Gegenstandes vor der Sprache und bekannte sich somit just in einer Periode, in der sich eine pragmatische Neuausrichtung der Sprachwissenschaft anbahnte, zu einem orthodoxen Positivismus, wie er damals noch weitgehend unangefochten in den Naturwissenschaften vorherrschte, auch wenn ihm Ansätze und Paradigmen der neueren Physik – so etwa die Unschärferelation Heisenbergs – letztlich bereits auf der Phänomenebene den Boden entzogen haben: „Eine präzise Verständigung durch die nichtformalisierte Sprache“, so dekretieren Drozd/Seibicke (1973, 88), „ist nicht auf die Genauigkeit der Sprache, sondern auf die Genauigkeit des behandelten Gegenstandes, seines Begriffsinhalts, zurückzuführen“. Dieser Bescheid deckt sich inhaltlich mit einer Bemerkung Carl Friedrich von Weizsäckers zur Fachsprache der Physik, auf die sich die Autoren in einer anderen Passage berufen (von Weizsäcker 1960, 138):

[N]icht daran, daß diese Leute (gemeint sind die Physiker, M. A.) eine bestimmte Sprache sprechen, liegt es, daß sie sich über diese Sache verständigen können, sondern daran, daß die Sachen so beschaffen sind, daß man sich über sie verständigen kann, liegt es, daß es ihnen glückt, eine gemeinsame Sprache zu sprechen.

Daraus wird weiterhin der Schluss gezogen, dass in der Fachsprache Exaktheit des Ausdrucks oberstes Gebot sei und die sprachliche Darbietung der vorgeblich an sich seienden und damit unhintergehbaren Facta sich das mathematische

Kalkül zum Vorbild nehmen, das Begriffszeichen³ folglich wie eine Rechengröße handhaben solle, die einen genau festgelegten Wert vertritt. Dem „anzustrebenden Eineindeutigkeitsprinzip“ (Drozd/Seibicke 1973, 95), das besagt, ein Terminus solle so gewählt werden, dass er auf einen einzigen Gegenstand referiert und dass dieser Gegenstand einzig durch ihn adäquat bezeichnet ist, seien alle übrigen Ansprüche an die Sprache, namentlich das Verlangen nach Eingängigkeit und Gefälligkeit, hintanzustellen. Es ergeht gar das apodiktische Urteil, dass „[d]ie Maßstäbe der Poetik oder der Rhetorik [...] für die FS [i. e. Fachsprache] oder WS [i. e. Wissenschaftssprache] ohne Bedeutung“ seien und sich „mit den grundlegenden Anforderungen des Fachstils“ nicht vereinbaren ließen (ebd.).⁴

3 Die Lexeme *Begriffszeichen*, *Terminus* und *Fachwort* werden im Weiteren synonym verwendet; mit ihnen ist die Versprachlichung eines „Begriffs“ als „eines Denkelement[s]“ (Wüster 1979, 7) bzw. die semiotische Einheit aus materiellem Ausdruck und geistig-kognitivem Inhalt in einer ihrer Realisierungsstufen gemeint. Es stehen hierbei also Repräsentationen zweiten Grades (Oeser/Budin 1998, 2173) oder, wie man in Rekurs auf Wüster formulieren könnte, Surrogate für ein präzise umrandetes, gewissermaßen abgezirkeltes konzeptuelles Elaborat (vgl. Wüster 1959/60, 187) in Rede. *Terminus* wiederum hat das Implikat, dass das Zeichen von einem übergeordneten systemischen Zusammenhang umfassen ist, welcher bei der Konstituierung seiner Bedeutung mitwirkt. Es soll nicht verschwiegen werden, dass es in der praktischen Terminologearbeit noch eine andere Richtung gibt, die unter dem *Terminus* (*term*) lediglich den materiellen Repräsentanten eines Begriffskonzepts, die Ausdrucksseite des Begriffszeichens oder der „Benennung“ versteht (s. ISO/DIS 1087 [1988,7]). Der Kontroverse zwischen den beiden Definitionen billigt auch die vorwiegend praktisch ausgerichtete Einführung von Arntz/Picht (1989) einiges Gewicht zu (s. ebd., 40). Die letztere Position schließt an Wüster an, laut dem das Zeichen qua sprachliche Form oder Benennung und seine Bedeutung (i. e. sein Signifikat) „sich gegenseitig bedingen“ (Wüster 1959/60, 189) und sie demnach beide als „Korrelate“ (ebd.), nicht aber von vornherein als Konstituenten eines semiotischen Integrals zu fassen sind, welche letztlich nur gedanklich und damit auf künstliche Weise voneinander gesondert werden können. Diese vom Saussureschen Modell abweichende Zeichenidee ist in der Prämisse fundiert, dass „das Reich der Begriffe“ „als unabhängig vom Reich der Benennungen“ (Wüster 1979, 1) zu gelten habe und beide lediglich durch „bleibende Zuordnung“ (ebd., 53) ihrer Elemente miteinander in Kontakt träten; diesem für Wüster zentralen Dogma ist es geschuldet, dass Zeichen und Referenzobjekte bei ihm recht deutlich gegeneinander profiliert sind. Es wird gleichwohl keine kategoriale Unterscheidung zwischen ihnen getroffen, sondern das Zeichen seinerseits als materialisierter, nämlich als „Laut-“ oder „Schriftbildbegriff“ apostrophiert (s. Wiegand 1979a, 111), so dass man auf die Idee verfallen könnte, dass zwischen ihm und seinem Signifikat womöglich doch ein engeres Verhältnis besteht, als ein Ausdruck wie „Zuordnung“ nahelegt.

4 Arntz und Picht relativieren dies Prinzip zwar nicht unverhohlen, schränken es aber doch in seiner Verbindlichkeit ein (entsprechende Tendenzen deuten sich vorsichtig bereits bei Wüster (1979, 79) an); es scheint, als wollten sie dafür plädieren, dass Fachexperten die „große Flexibilität der Sprache“ nicht einfach als Fehlerquelle auszuschalten suchen, sondern für ihre Zwecke produktiv machen sollten (vgl. Arntz/Picht 1989, 118). Diese Veränderung gegenüber Drozd und Seibicke zeugt von einer partiellen Neuausrichtung der Terminologieforschung, die wesentlich

Für die Terminologieforschung ergibt sich daraus als doppelte Konsequenz, dass sie „der semantischen Sicht Priorität zumutet“ und sich bei der Ermittlung des kategorialen Status der „semantischen Seite“ auf den theoretischen Grundlagen der „mathematische[n] Logik“ bewegt (ebd., 115), indem sie die semantische Bestimmtheit des Ausdrucks letztlich als eine Art formaler Emanation „eindeutiger Wahrheitswertzuordnungen“ (Wilss 1979, 183) qualifiziert. Es wird der Fachsprache vollkommene Kongruenz von Ausdruck und Sache zugleich als Prärogativ zuerkannt und als Verpflichtung aufgebürdet; die Beschreibung ihrer faktischen Beschaffenheit erfolgt letztlich zumeist von der normativen Voreinstellung her, dass sie sich wenigstens tendenziell der Mathematik als einem „sprachlose[n] System von Signa“ (Adorno 1973a, 441) anzuhäneln habe.

Drozd und Seibicke unterstellen, dass wissenschaftliches Denken in der Verkettung von Zeichen besteht, die auf exakt umrissene, aus den Ereigniszusammenhängen herauspräparierte Objekte geeicht und aus denen sämtliche semantische Informationen, die von diesen materiellen Signifikaten ablenken, entfernt sind. Dabei scheint den Begriffen gegenüber die Art der Verknüpfung, die Schlussfiguren etwa, in die sie eingesetzt werden, lediglich eine sekundäre Rolle zu spielen, was denn auch impliziert, dass ihre Konfigurierung sowohl von ihnen selbst wie von ihrem terminologischen Referenzsystem vorgegeben ist, also auf eine relationale Logik rekurriert, die sich gewissermaßen aus ihnen herausspinnen lässt. Eben auf diesem Verständnis von Denken beruht die Überzeugung, dass man theoretische Konstruktionen bildlich umsetzen und reflexive Prozesse durch

auf Einflüsse zurückzuführen sein dürfte, die sie seitens der linguistischen Pragmatik wie der Kommunikations- und der Übersetzungswissenschaft erfuh; die *opinio communis* der neueren Forschung geht dahin, dass die Linguistik auch der gesellschaftlichen Bedingtheit eines wissenschaftlichen Fachs und kommunikativen Usancen, die für die Fachkulturen nicht bloß konsolidierende, sondern auch identitätsstiftende Funktion besitzen, Aufmerksamkeit schenken müsse. Kalverkämper kommt dem nach, indem er Fachsprachen als „soziale Varietäten“ (Kalverkämper 1998, 34) definiert, für die gewisse kommunikative Konstellationen wesentlich sein sollen; er nimmt bei der Betrachtung ihrer formalen Eigenschaften denn auch deren funktionale Leistungen zum Ausgangspunkt. Werden indes Fachsprachen konsequent auf ihre pragmatischen Zwecke hin angesehen, so gilt es, außersprachliche Parameter, die eine systematische Differenzierung der Lekte nach ihrer Form- wie nach ihrer Funktionsseite hin erforderlich machen, also zum Beispiel den Kommunikationskanal und den Adressaten ins Kalkül mit einzubeziehen. In der Folge treten Spielarten der interdisziplinären oder fachübergreifenden Verständigung in den Gesichtskreis, welche die Forschung veranlassten, die rigide Trennung von Fach- und Standardsprache, die zum axiomatischen Kernbestand der frühen Terminologiewissenschaft rechnete, zu problematisieren (s. Kalverkämper 1990; Becker 2001, 83; Felder 2008, 46 f.); damit wird *ipso facto* auch die vormals übliche Kontrastierung von fach- und gemeinsprachlichen Ausdrücken anfechtbar (s. hierzu auch Anm. 8).

elementare graphische Operatoren wie Pfeile oder dergleichen veranschaulichen könne. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei für die Ratifizierbarkeit einer Reflexionsfigur innerhalb, wohl erst recht aber außerhalb der Wissenschaften entscheidend, dass sie sich abbilden und ihre sprachliche Fassung wie eine Hülle von ihr abstreifen lasse. Das dürfte damit zusammenhängen, dass auch komplexe grafische Systeme, in denen ikonische und indexikalische Zeichen dominieren und Symbole, soweit sie überhaupt noch vorkommen, nur mehr den Stellenwert von Residuen besitzen,⁵ dem Betrachter suggerieren, dass das Bezeichnete unmittelbar in ihnen aufgehe und es in seiner Repräsentation unverstellt zutage trete. Ist es jedoch ihre semiotische Qualität – dies nämlich, dass sie gegen das Gemeinte transparent ist –, was der bildlichen Darstellung den Vorrang vor der sprachlichen sichert, so liegt die Vermutung nahe, dass das nominalistische oder auch positivistische Sprachverständnis, wonach die Sprache lediglich einen sich ausschließlich nach logischen Gesetzen entfaltenden Sachgehalt veräußert, ohne ihn zu färben, geschweige denn zu lenken, nicht eben auf ungeteilte Zustimmung stößt. Tatsächlich dürfte das, was man erfährt, wenn man eine Grafik in Worte zurückzuübersetzen sucht, besagter Auffassung nicht selten zuwiderlaufen. So hat, um ein Beispiel aus der Sprachwissenschaft heranzuziehen, ein derart elementares Schema wie das semiotische Dreieck von Ogden und Richards Reformulierungen erfahren, die nicht bloß in Nuancen divergieren, bzw. den Grundriss für höchstens nach außen hin gleichsinnige, das heißt lediglich über den gleichen gedanklichen Stützpunkten errichtete, in manchen Aspekten jedoch durchaus disparate Theoriemodelle abgeben.⁶

Die Verbalisierung bringt geradezu zwangsläufig Differenzierungen mit sich, für die in einer Grafik kaum Platz ist; sie schattiert einen Gedanken, der völlige Klarheit für sich in Anspruch nimmt, oder biegt ihn sogar ab in Richtung auf etwas, das noch nicht gedacht wurde. Die Sprache ist mithin nicht bloß materialisierende Reproduktion eines vor- oder nichtsprachlichen Gemeintens; sie nimmt vielmehr darauf Einfluss, in welcher Weise es sich ausprägt, und strahlt dadurch unmit-

⁵ Man kann freilich auch mit Roman Jakobson die Position vertreten, dass Ikonen und Indizes ihrerseits eine symbolische Komponente inhärent sei. Das setzt im Sinne von Peirce voraus, dass man die unterschiedlichen Zeichenarten nicht als ontologische, sondern funktionelle Größen versteht, die, anstatt sich gegenseitig auszuschließen, miteinander in Konjunktion treten (s. Jakobson 1988 und Attig 2016). Für eine vertiefende Betrachtung dieses Themas ist hier jedoch nicht der Ort.

⁶ Die prominentesten Theoretiker, die es verwenden, sind bei Wüster (1979, 76) vermerkt. Dessen Aussage, dass es einfach „von Autor zu Autor gewandert sei“ (ebd.), ist in dieser Form problematisch, da sie insinuiert, dass es gleichsam an sich bestehe und die Denker sich damit begnügen, es ohne substantielle Eingriffe zu tradieren.

telbar auf es zurück. Als Formativ wird sie dergestalt vor allem dann wirksam, wenn es darum geht, einzelne Momente zueinander ins Verhältnis zu setzen, also die prima vista unmissverständlichen grafischen Junktoren zu umschreiben und den visualisierten, zur Figur verwandelten Gedanken zu instaurieren. Diese Überlegung ist einer Äußerung Adornos verpflichtet, der zufolge ein reflexiver Prozess, dessen Ganzes ebenso wie seine einzelnen Stufen durch den begrifflichen Zusammenhang designiert ist, der somit in diesem sein Rückgrat hat, sich allererst in der sprachlichen Darstellung oder – um eine dezidiert philosophische Schlüsselkategorie von Adorno anzuführen – im Stil entrollt:⁷ Die gedankliche Dynamik, wie sie sich in der Auseinandersetzung mit Gehalten aufbaut, für die die Termini als Platzhalter fungieren, lässt sich nicht über diese Termini selbst, sondern über ihre wechselseitige Vermittlung durch die Syntax in das sprachliche Ausdruckssystem hinüberretten oder zumindest nachvollziehbar machen. Einem Gedanken geben die Begriffszeichen demnach nur insoweit Raum, als sie zusammengehören und miteinander kommunizieren, also zumindest virtuell eine Relationsgestalt entwerfen.

Im Folgenden soll nun dargelegt werden, inwiefern dieses Theorem, durch das Adorno das Proprium der Philosophie fassbar zu machen versucht, die er grundsätzlich aus dem Verbund der Fach- oder Einzelwissenschaften ausklammert, entgegen seiner Absicht gerade auch für diese Letzteren Gültigkeit besitzen könnte. Das Ziel dabei ist auch, einige der Thesen, wie sie die einseitig auf die Termini fixierte Fachsprachenlinguistik à la Drozd und Seibicke zur Begriffssemantik aufgestellt hat, durch Synchronisierung mit einem gegenläufigen Ansatz einer Differenzierung zuzuführen. Dass Adorno zwischen der Konfigurierung der Begriffe durch die Syntax und deren Semantik eine Verbindung gewahrt hat, wird aus dem bislang nur sinngemäß wiedergegebenen Diktum, das den ideellen Horizont dieser Ausführungen bildet, klar ersichtlich; es sei hier daher vollständig dargeboten (Adorno 1973b, 56):

Wenn eine Philosophie von sehr großem und emphatischem Anspruch auf Klagen darüber stößt, sie mute durch ihre Darstellung zu viel zu, oder gar, durch ihre Darstellung werde das verdeckt, was eigentlich gemeint sei, so ist außer in Fällen von Scharlatanerie die Differenz zwischen der rein begrifflichen Bedeutung der Worte und dem, was die Sprache mit ihnen ausdrückt, in Wahrheit das Medium, in dem erst der philosophische Gedanke gedeiht.

In der Philosophie sei es nicht statthaft, „wie in den Einzelwissenschaften mit fertigen Begriffen umzugehen und die Dinge bei einem festgesetzten Namen zu

7 Dieses Diktum wird weiter unten im Text zitiert und bibliographisch ausgewiesen.

nennen; vielmehr kann das geleistet werden nur in einem Medium, das eigentlich nicht der Begriff, das aber sprachlich ist – der Stil oder die Darstellung“ (ebd.).

Wenn Adorno hier insinuiert, dass die Termini in den Fachsprachen mit Namen vergleichbar seien, so ruft er – freilich nur, um es sogleich als für die Philosophie unzuständig zu verwerfen und zu dekonstruieren – das bereits berührte positivistische Ideal eines eindeutigen, das heißt auf eine einzige semantische Information beschränkten Begriffs- oder Fachwortes auf. Diesem Ideal hat, wie oben dargetan, die frühe linguistische Terminologieforschung zu einem Zeitpunkt die Treue gehalten, da die Entwicklung ihres eigenen Faches sie eigentlich dazu hätte veranlassen sollen, es zumindest kritisch zu hinterfragen; dass es für sie hingegen gerade bei der Bestimmung elementarer Eigenschaften ihres Gegenstandes leitend war, wird namentlich daran deutlich, dass sie statuiert, der Begriff solle per definitionem, das heißt in diesem Falle als Ergebnis einer intentionalen semantischen Konditionierung lediglich auf eine genau umrissene „außerlinguistische Wirklichkeit“ ausgerichtet und somit im Gegensatz zu den Lexemen in anderen Varietäten „monosemantisch“ sein (Drozd/Seibicke 1973, 45).⁸ Vor diesem Hintergrund bringt die Begriffswissenschaft wie Adorno Termini und Namen in Parallele und macht als Unterscheidungsmerkmal lediglich dies geltend, dass der Wirklichkeitsaspekt, auf den sie „hinzielen“, im Falle der Ersteren ein Begriff als mentales Substrat, im Falle der Letzteren ein „Individuum“ sei (ebd.).

Aus ihrer vorgeblichen Monosemie folgt indes auch dieses Paradigma nicht, dass Termini auf ihre Funktion als Medium ihres außersprachlichen Korrelats zu reduzieren wären bzw. dass man ihnen als einzige Information entnehmen könnte, welchem Konzept sie zur Materialisierung verhelfen sollen. Es wird vielmehr konzediert, dass ein Terminus sich nicht von selbst zur Wirklichkeit ins Verhältnis setzen könne und dass seine Bezugnahme auf das Repräsentierte, wie man bei Drozd und Seibicke liest, durch einen mentalen Begriff als „ein Produkt des Denkprozesses“ oder, um einige weitere Umschreibungen zu zitieren, durch „eine Abstraktion“ bzw. „ein Konstrukt“ „vermittelt“ sei (ebd.). Die reflexive Prozedur, die das Zeichen und seinen Referenzbereich aufeinander zuschneidet, sedimentiert sich im Begriffsapparat, also in der Terminologie einer Fachwissenschaft oder eines Teilgebietes innerhalb einer übergreifenden Disziplin,⁹ in der Art, dass

⁸ Dass hiermit weit eher ein Ideal oder auch ein Postulat denn ein Sachverhalt ausgezeichnet ist, liegt auf der Hand; bereits Wiegand (1979b, 44) bringt neben dem in seiner Bedeutung klar umrissenen Begriffszeichen den „nicht definierten, pragmatisch eingespielten“ Facha Ausdruck als zweite, recht dehnbare terminologische Kategorie aufs Tapet.

⁹ Unter *Terminologie* wird hier dementsprechend nach Budin (1991) die „strukturierte Gesamtheit von Begriffen und Benennungen eines Fachgebietes“ verstanden.

die Termini eines Faches etwa durch formale Gemeinsamkeiten als Indizes einer bestimmten Praxis der Formatierung und Formalisierung wissenschaftlicher Objekte gestempelt sind und im Ganzen ein Koordinatensystem errichten, das die in ihm eingetragenen Größen auf den gleichen Nenner bringt: Der gedankliche Zug, dem diese Größen sich fügen und der eine hierarchische Ordnung unter ihnen schafft, hat sich ihnen in Gestalt einer rein formalen Kennung, gleichsam eines Siegels, eingepägt. Mit diesen Überlegungen wird den kurrenten Richtlinien zur Sprachnormung, wie sie im sogenannten „Pariser Code“ der Botanik von 1954 (Lanjouw 1956) zur Anwendung kommen, eine semiotische Drehung gegeben: Daraus, dass die Forscherin oder der Forscher bei der Benennung von Pflanzen nomenklatorische Konventionen oder gar Zwänge berücksichtigen und die botanische Taxonomie zur Richtschnur nehmen muss,¹⁰ ziehen wir den Schluss, dass in den Namen, soweit diese die Regeln der Klassenbildung beachten, sich mittelbar auch Prozeduren der wissenschaftlichen Konstruktion von Natur auskristallisieren und dass an ihnen elementare Konstitutionsbedingungen der Botanik, die die Wahrnehmung der Expertin oder des Experten lenken, kenntlich werden. Im Zeichen konkretisieren sich die theoretischen Setzungen, durch die es auf sein Referenzobjekt orientiert ist. Der Grafik von Drozd und Seibicke (Abb. 1) lässt sich als Komplement eine zweite (Abb. 2) zur Seite stellen; dabei ist unter *Abstraktionsstufe* (A) in beiden Fällen die wissenschaftliche Ausmodellierung des vom Begriffszeichen (S) designierten Objekts in der Realität (O) zu verstehen, wie sie im Vorigen beschrieben wurde.¹¹

Indem ein Terminus das terminologische System mitbezeichnet, in das er eingliedert ist, steht er virtuell zu anderen Ausdrücken in Relation, denen er hinzugefügt werden kann. Es scheint, als strebe er bereits an sich auf diese anderen als auf Größen zu, durch welche er eine passende oder organische Ergänzung erfährt, denn der reflexive Gehalt, der in ihm fixiert, jedoch auch stillgestellt ist, drängt auf seine Entfaltung: Der Gedanke, den die Terminologie punktiert, will sagen: in stationäre Einzelglieder abgeteilt hat, bleibt gegen die reflexive Bewegung transparent, aus welcher die Fachsprache ihn allererst herausprozessiert. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet trifft der Positivismus, wenn er statuiert,

¹⁰ Vgl. Drozd/Seibicke 1973, 45.

¹¹ Das hier Ausgeführte lässt sich an sprachwissenschaftlichen Fachausdrücken veranschaulichen: Dass zum Beispiel Termini wie *Phonem*, *Morphem*, *Graphem* usw. ein formales Merkmal miteinander gemein haben, deutet darauf hin, dass in ihnen jeweils die gleiche Perspektive auf sprachliche Phänomene involviert ist. In dem Paradigma der Begriffszeichen mit dem Suffix -em, das sich als terminologisches Sub- oder Teilsystem der Linguistik ansehen lässt, findet somit eine bestimmte Art der reflexiven Verarbeitung der Sprache eine formale Ausprägung, durch die sie sich von anderen Betrachtungsweisen inner- wie außerhalb der Sprachwissenschaft abhebt.

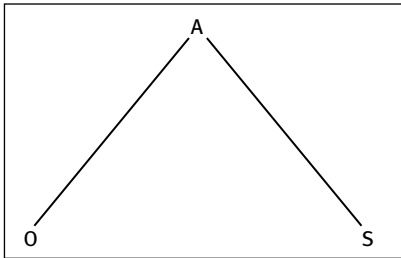


Abb. 1: Drozd/Seibicke 1973, 45

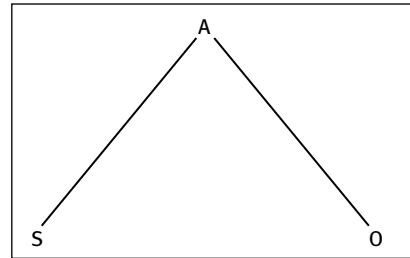


Abb. 2

dass eine Terminologie kombinatorische Regeln für die Zeichenverbindung mitliefere, insofern etwas Richtiges, als er an das latente aufeinander Verwiesensein der Termini gemahnt. Problematisch ist daran indes die Supposition, der Reflexionsprozess gehorche der terminologisch geronnenen Verknüpfungslogik so sehr, dass er ihr gegenüber jede Selbständigkeit einbüßt und somit lediglich die in den Begriffszeichen aufgespeicherten gedanklichen Impulse freisetzt. Pointiert gesprochen hieße das nichts anderes, als dass man mittels der überkommenen Termini lediglich dasjenige denken könne, was in ihnen und in den Konstellationen, die sie miteinander eingehen, angelegt ist, oder, um es positiv zu wenden, dass alles Denken nur die den Fachausdrücken eingesenkten Gedanken reproduziere. Damit aber erklärte man wissenschaftliche Innovation pauschal für unmöglich. So empfiehlt es sich, die eben formulierte Position in der Weise zu differenzieren, dass man den terminologischen *ordo*, anstatt ihn zu verabsolutieren oder aber zu verneinen, als eine strukturelle Größe interpretiert, an der die Fachsprachenforschung ebenso wenig vorbeigehen kann wie das reflexive Subjekt, das etwas mittels Fachwörtern mitzuteilen bzw. in sie hineinzulegen gedenkt.

Dass die Ausdrucksintention des Subjekts in den Begriffszeichen auf ein Vorgedachtes stößt, das noch von deren sprachlicher Gestalt abstrahlt und auf ihre Konfigurierung Einfluss übt, ist eine These, die man im Paradigma eines gemäßigten, weil dialektisch gebrochenen Begriffsrealismus verorten kann, dessen Rahmen Adorno in seiner „Philosophischen Terminologie“ absteckt. Diese Richtung sieht den sprachlichen Begriff im Gegensatz zum Nominalismus nicht als bloßen *flatus voci*, als rein ideellen, obendrein statischen Platzhalter eines letztlich unverfügbaren Ontischen an, sondern konzediert ihm „ein Moment von Selbständigkeit“ (Adorno 1973b, 113), das sich darin äußern soll, dass einem Gehalt durch seine Verbegrifflichung ein reflexives Gepräge zuwächst, das nicht einfach nur äußerlich an ihm haftet, sondern ihn im Innersten verwandelt (ebd.):

Wir haben überhaupt nichts, uns ist nichts gegeben, nicht einmal die einfachste und schlichteste sinnliche Erfahrung, ohne daß sie durch den Begriff hindurchfiltriert wäre; denn wir können uns aus der Apparatur der Begriffe, in die wir gewissermaßen eingeschlossen sind, gar nicht herausbegeben. Deshalb ist es eine Fiktion, so zu tun, als ob es nun ein ganz Wirkliches gäbe, das nicht seinerseits auch das Moment des Begriffs in sich hat.

Ein solches Verständnis des Begriffsrealismus hat sein Spezifisches daran, dass es das Reale qua kategoriale Zuschreibung von den Sachen oder Referenten auf die Signifikanten überträgt; wenn also das Paradigma in seiner klassischen Ausgestaltung lehrt, dass es sich bei Begriffen um „Entitäten“ handle, die „unabhängig von ihren sprachlichen Repräsentationen gegeben“ seien (von Kutschera 1975, 32), so gesteht die Adornosche Adaption den sprachlichen Begriffen seinerseits einen gewissen Realitätsgehalt in dem Sinne zu, dass sie auf apperzeptive Vorgänge einwirken oder aber als in sich geregeltes Gefüge ein bestimmtes Ordnungsprinzip in der Wirklichkeit inaugurieren.¹² Die Termini partizipieren an der Existenz ihrer Signifikate¹³ und beziehen aus dieser Art von subsidiärer Realität zumindest partiell performative Kraft bzw. das Vermögen, die Logik, die sie beurkunden, als Schema auf die Sachen zurückzuspiegeln. Die Sprengkraft dieser Gedankenfigur liegt darin, dass sie wie in einem salto mortale die Kluft zwischen Realismus und Konstruktivismus überbrückt, indem sie darin, dass die Sprache kognitive Abläufe zu affizieren imstande ist, also in ihrem genuin Konstruktiven einen spezifischen Realitätsmodus gewahrt.

Was Adorno als *Apparatur der Begriffe* titulierte, lässt sich zwanglos mit der Terminologie als in sich abgerundetes System identifizieren, in welchem ein Sachzusammenhang in einen sprachlich materialisierten und darum auch statisch gewordenen, verhärteten Reflexionszusammenhang hineingeschoben ist. Das bedeutet erstens, dass die Dinge in die doppelte Armatur des mentalen Begriffs und seiner sprachlichen Repräsentation eingeschlossen sind, aus der sie nicht herausgenommen werden können, ohne dass sie zerfaserten. Das Zweite ist, dass ein Gedanke in seiner Durchführung der Terminologie Tribut zu zollen

¹² Dies dürfte etwa bei ökonomischen Categoriesystemen oder aber beim Geld der Fall sein, in dem gänzlich abstrakte und für den Einzelnen undurchschaubare Zusammenhänge, die primär begrifflicher Natur sind, eine unmittelbar-konkrete Gestalt angenommen haben. Siehe hierzu den problemgeschichtlichen Beitrag von Backhaus (2004). Die Wirklichkeit des Begriffs, wie der Begriffsrealismus sie stipuliert, ist der ökonomischen und damit eo ipso auch der sozialen gerade insofern analog, als sie nicht unmittelbar erfahrbar und damit depotenziert scheint.

¹³ „Daß der Begriff Begriff ist, auch wenn er von Seiendem handelt, ändert nichts daran, daß er seinerseits in ein nichtbegriffliches Ganzes verflochten ist, gegen das er durch seine Verdinglichung einzig sich abdichtet, die freilich als Begriff ihn stiftet“ (Adorno 1973a, 24).

hat, vermittels deren er seine Knotenpunkte festlegt. Der Begriff und sein Zeichen sind zwar Träger der Reflexion, bewahren sich jedoch ihr gegenüber eine gewisse Autarkie, insofern sie das Gedachte derart einhegen, dass sich der Eindruck einstellt, als ob das Letztere niemals eine vorbegriffliche Größe gewesen wäre. Es kommt noch hinzu, dass das terminologische Referenzsystem, wie oben dargelegt, die semiotische Gerichtetheit, das heißt die Verweisart seiner Konstituenten mitbedingt. Als in sich stimmige, in manchen Zügen gewiss auch autopoietische Konstruktion hält die Terminologie zuletzt auch den Maßstab bereit, unter dem die Form des begrifflichen Denkens sich herausbildet; das reflexive Subjekt wird, zumal wenn es sich um einen Wissenschaftler handelt, durch die modellhafte Kohärenz der Terminologie konditioniert und sucht ihr durch Entwicklung einer bruchlos-stringenten Konzeption zu entsprechen. Häufig wird, um diese Absicht zu begründen, von der Sache her argumentiert, doch liegt die Vermutung nahe, dass die begriffliche Prozesslogik, die dem Denken seine Bahn vorzeichnet, sich ihrerseits unreflektiert, im Sinne einer schlichtweg verbindlichen Anweisung, wie die Dinge sein müssten, auf die Reflexionsobjekte projiziert. Das rationale Denken kippt ins Irrationale, insofern es seine Gegenstände den Regeln unterwirft, die für es selbst von unbedingter Gültigkeit sind und die eben darum, weil sie nicht auf den Prüfstand gestellt werden, permanent auf eine Erweiterung ihres Anwendungsbereichs hinwirken.¹⁴

3 Subjektivität und Objektivität in der Fachsprache

Im Weiteren soll der Akzent der Betrachtung, der soeben ein wenig einseitig auf den autopoetischen Zügen des abgezielten terminologischen Apparates lag, in Richtung auf das Problem verschoben werden, wie sich etwas Neues, noch nicht Gedachtes in ihn einspeisen und das Fachwort einer Ausdrucksabsicht dienstbar machen lässt, die nicht bereits in ihm verkapselt ist. Es war oben davon die Rede, dass es darauf ankommt, den subjektiven Gedanken, der mit Hilfe des Fachwortes objektiviert werden soll, mit den reflexiven Gehalten zu synchronisieren, die dem Terminus innewohnen. Es drängt sich die Frage auf, wie das konkret geschehen sollte, da man ein Begriffszeichen nicht nach Belieben in seiner Bedeutung umwidmen kann, ohne dies durch metasprachliche Bemerkungen zur Kenntnis zu geben; solche Annotierungen semantischer Transkriptionen dürften jedoch

¹⁴ S. Adorno 1973a, 44.

erstens die argumentative Entfaltung des Textes hemmen bzw. verunmöglichen¹⁵ und zweitens den Sanktions- und Disziplinierungsmechanismen der wissenschaftlichen Institutionen verfallen, da diese eine Verletzung der von ihr ausgegebenen Sprachregel als Insubordination ahnden würden. Es muss also gelingen, den terminologischen Sinn eines Begriffszeichens so zu modifizieren, dass er um einen sekundären, temporären Bedeutungswert ergänzt werden kann. Erreichen lässt sich das auf dem Wege einer semantischen Transfiguration der Termini, die sie gewissermaßen aufsperrt, das heißt ihr Definiens, ohne es auszustreichen, mit anderen Bedeutungsmomenten in Konjunktion treten lässt und sie so ihres monadologischen Grundcharakters benimmt. Ein solches Korrelat, von welchem der Terminus in manchen Fällen kaum freizuhalten ist, auch wenn er in fachsprachlichen Kontexten tatsächlich nur einen einzigen semantischen Wert besitzen mag, macht Adorno in seiner oben zitierten Einlassung namhaft, wenn er die „rein begriffliche[] Bedeutung der Worte“ von dem abgrenzt, „was die Sprache mit ihnen ausdrückt“, und die „Differenz“ zwischen beiden zum „Medium“ erhebt, „in dem erst der philosophische Gedanke gedeiht“.¹⁶ Diese Äußerung behält ihre Stichhaltigkeit, wenn man sie aus dem philosophischen Kontext herauslöst. Dass an einem Terminus, wenn man ihn mit seinem standardsprachlichen Homonym und dessen Gebrauchsbedeutung konfrontiert, mehr abzulesen ist, als er an sich aussagt, das gelangt zum Beispiel an einem sprachwissenschaftlichen Fachwort wie *Wurzel* zur Evidenz: In dem Sinne verstanden, den es im alltäglichen Sprechen hat, gewährt es Aufschluss über die der Romantik verpflichtete Grundidee der historischen Sprachwissenschaft im (frühen) 19. Jahrhundert, dass Sprache etwas organisch-natürlich Gewachsenes sei, das sich auf seine ursprüngliche Einheiten wie auf Keimzellen zurückführen lasse. Von der Metaphorisierung des standardsprachlichen Lexems „Wurzel“ her, durch die es zum Begriffswort wird, empfängt der Abstraktionsprozess Beleuchtung, in dessen Verlauf eine wissenschaftliche Disziplin sich von ihren ideellen Voreinstellungen emanzipiert; die standard- und die fachsprachliche Bedeutung markieren den Ausgangs- und den Endpunkt der Entwicklungsbahn eines theoretischen Konzeptes.

Der Terminus weist also, insoweit sich ihm eine standardsprachliche Referenzgröße zuordnen lässt, in seiner Semantik ein zumindest residuales konfiguratives Moment auf, an welchem die Ausdrucksabsicht des Subjekts angreifen kann. Diese kommt aber nicht in den einzelnen Begriffszeichen, sondern in ihrer syntaktischen Verkettung zum Austrag; anders gesagt, hat die semantische Transfiguration des Fachwortes allein im Satz oder im Text einen materiellen Anhalt. Sie

¹⁵ S. hierzu auch Felder 2009, 19.

¹⁶ S. oben.

vollzieht sich im syntaktischen und textuellen Arrangement, in dem der zunächst „bloß subjektiv bedeutungsverleihende Akt“ (Adorno 1973a, 495) sich selbst als Figur ausprägt und die Akkommodierung des Zeichens an das zu Bezeichnende und des zu Bezeichnenden an das Zeichen zu einer Art Prozessgestalt veräußert ist, welche den terminologischen Zusammenhang – als strukturelle Schablone, von der sie sich nicht dispensieren kann – in sich enthält. Unter anderem auf die syntagmatische Verschaltung der Termini, die sie allererst aktualisiert und dadurch von ihrer systemischen Unterlage abhebt, um sie in eine gedankliche Bewegung einzubringen, dürfte bei Adorno der Ausdruck „Konstellation“ (ebd., 164 u. a.) gemünzt sein, den er von Benjamin (1974, 215) übernimmt, welcher ihn freilich in einem anderen, primär gnoseologischen Kontext gebraucht. Gruppiert man die Fachwörter in eine Konstellation ein, will heißen: ordnet man sie syntaktisch so einander zu, dass sie ein gestalthaftes Gefüge ergeben, so soll es sich laut Adorno erreichen lassen, dass sie „ganz anders sich darstellen“ (Adorno 1973b, 44) als in der Terminologie, die sie definiert, dass sie von der Sprache selbst einen neuen „Stellenwert“ empfangen (ebd., 56). Eine derartige Verschiebung der Begriffsbedeutung, so Adorno, ist im Übrigen tatsächlich weniger an der philosophischen Praxis denn an „bedeutenden wissenschaftlichen [lies: nicht-philosophischen, fachwissenschaftlichen, M. A.] Untersuchungen“ zu konstatieren (Adorno 1973a, 166).

Als Beispiel für einen Fachwissenschaftler, in dessen Schriften man in der Tat auf konstellative Züge trifft, insofern in ihnen die syntaktische Konstruktion und die textuelle Faktur den einzelnen Termini an Gewicht nachgerade gleichkommen, wäre Max Weber zu nennen; Adorno selbst nimmt ihn als Gewährsmann für seine begriffstheoretische Konzeption in Anspruch. Seiner positivisch getönten Grundhaltung ungeachtet, möchte Weber seine Termini offenkundig solcherart justieren, dass sie etwas von dem Oszillierenden der Empirie, von dem, was sich nicht in sie einhegen lässt, spürbar machen.¹⁷ Dieses Bedürfnis

¹⁷ Vgl. hierzu Adorno (1973a, 167f.) und Attig (2015, 34), Anm. 8. – Adorno statuiert, dass das begriffliche Denken und Sprechen dasjenige an den empirischen Gegenständen nivelliert, was ihre Besonderheit ausmacht und darum gerade in ihre wissenschaftliche Repräsentation eingebracht werden müsste, damit diese ihnen gerecht werde: ihr „Nichtidentisches“ (Adorno 1973a, 164). Indessen leitet er daraus nicht etwa ab, dass die Philosophie zu einer nicht-begrifflichen Diktion überwechseln sollte: Er proklamiert im Gegenteil die Unverzichtbarkeit des Begriffs, der als Zeichen wie als dessen mentales Substrat zentrales Aufbauelement einer jeden validen Theoriebildung sei, und fordert lediglich, dass er einer funktionellen Transformation zugeführt und auf dasjenige abgestimmt werden solle, wovon er seiner ursprünglichen Bestimmung nach abstrahiert. Pointiert gesprochen, handelt es sich darum, „mit den Mitteln des Begriffs das zu sagen, was mit den Mitteln des Begriffs eigentlich nicht sich sagen lässt, das Unsagbare eigentlich

sucht er durch eine besondere Form der Definition zu befriedigen, die einen Text wie die „Vorbemerkung“ zu den *Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie* (Weber 1920/1988) in seiner inneren Faktur bestimmt. Das Definitorische tritt hier als kompositorisches Prinzip in Erscheinung und wird zugleich durch den Rückschlag seiner formalen Durchführung, die den Akt der Setzung zu einem tendenziell unendlichen Prozess zerdehnt, in dessen Verlauf der Diskurs seinen Gegenstand umkreist, ohne ihn tatsächlich fassbar machen zu können, zu einem gewissen Grad ausgehebelt. Die Begriffsbildung wird nicht zuletzt syntaktisch als ein kompositorischer Vorgang inszeniert, der nicht stringent voranschreitet, dem vielmehr planvoll eingeschaltete, leitmotivische Rekursionen, welche wiederum als strukturelle Knotenpunkte für den Bau des Textes von Bedeutung sind, ein zirkuläres Moment zuteilen. Indem der Text immer nur Teilschritte zur Klärung des Wesens des Kapitalismus unternimmt und stets an einem bestimmten Punkt die Richtung der Argumentation neu einstellt, breitet er eine Fülle von Aspekten aus, ohne sie einem geschlossenen Ganzen zu subsumieren; dergestalt macht er ebenso die analytisch nicht zu bewältigende Vielschichtigkeit des Kapitalismus als eines Phänomens wie dessen prozessualen Grundcharakter augenfällig.

Ein Blick auf die Abhandlung selbst fördert noch weitere formale Spezifika zutage; so ist etwa der hypertrophe Fußnotenapparat auffällig, der nicht einfach Belege für im Haupttext lancierte Thesen oder dergleichen bietet, sondern diese weiter vertieft oder nach einer anderen Seite hin wendet und somit einen integralen Bestandteil der Argumentation bildet, deren Zusammenhang er zugleich zerreißt. Diese dissoziative Wirkung erklärt sich daraus, dass die einzelnen Anmerkungen häufig oder sogar in der Regel formal nur locker mit dem Textteil verknüpft sind, den sie erläutern sollen, so dass sie aufgrund ihres schieren Umfangs den textuellen Progress abschneiden: In ihnen entfaltet sich ein Paratext, der mit dem Haupttext parallellläuft, ihn durchkreuzt und sich zugleich ihm gegenüber verselbständigt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass den Begriffszeichen hinsichtlich ihrer Bedeutung ein virtuelles oder latentes konfiguratives Moment eignet,

doch zu sagen“ (Adorno 1973b, 56). Das soll dadurch möglich werden, dass in der sprachlich auskonkretisierten Konfiguration von Termini ein rein virtueller Gesamtbegriff konturiert ist, der den Verbund ersetzen könnte und eben das bezeichnet, was keiner der gegebenen Termini als einzeln auszudrücken vermag: „Konstellationen allein repräsentieren, von außen, was der Begriff im Innern weggeschnitten hat, das Mehr, das er sein will so sehr, wie er es nicht sein kann. Indem die Begriffe um die zu erkennende Sache sich versammeln, bestimmen sie potentiell deren Inneres, erreichen denkend, was Denken notwendig aus sich ausmerzte“ (Adorno 1973a, 164 f.). Eine schlüssige Exemplifizierung dieses Gedankens anhand eines konkreten Textes bleibt Adorno, der sich gelegentlich nachgerade als Antiphilologe gebärdet (vgl. etwa Adorno 1973b, 56), schuldig.

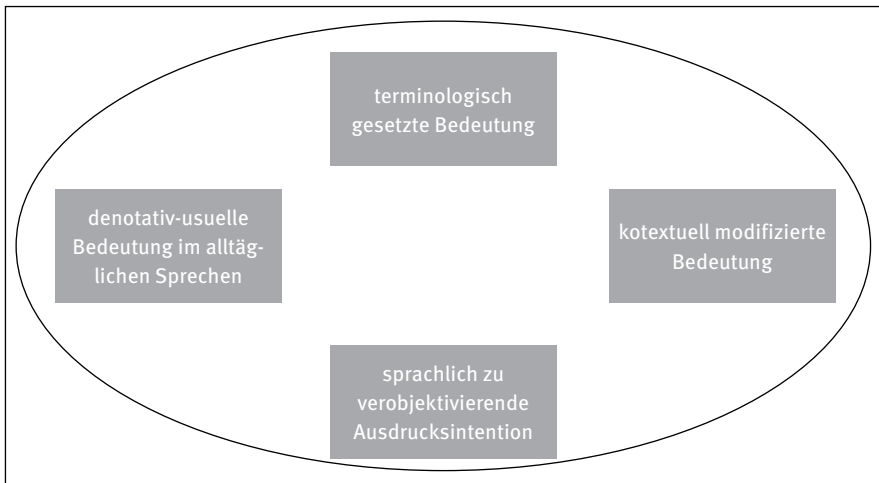


Abb. 3

das sich durch ihre syntaktische Konfigurierung aktualisieren lässt. Hierbei sind folgende semantische Komponenten voneinander zu unterscheiden: (1) die (wissenschaftlich) definierte und (2) die standardsprachliche Begriffsbedeutung sowie (3) die kontextuelle Spezifizierung der ersteren, die im Idealfalle, nicht aber notwendig mit der Ausdrucksintention des Sprechers (4) zusammenfällt. Es ergibt sich Abb. 3.

4 Konstruktive und realistische Züge an der Sprache

Abschließend sei noch einmal darauf eingegangen, inwieweit der hier abgeschrittene Stoffkreis für die Debatte um das Verhältnis konstruktivistischer und realistischer Ansätze von Relevanz ist; konkret soll die Betrachtung sich mit der Frage auseinandersetzen, ob an der Sprache neben Zügen, durch die sie an der epistemischen und konzeptuellen Prozessierung der Realität teilhat und welche die linguistische Spielart des Konstruktivismus somit für sich verbuchen kann, auch solche auszumachen sind, durch die sie der individuellen oder auch intersubjektiven Erfahrung von Wirklichkeit im Alltag korrespondiert. Vorab muss geklärt werden, welchen Realitätsbegriff man als den für Sprache oder für das Sprechen zuständigen ansieht. Hier kommt von einer ganzen Reihe verschiedener

Wirklichkeitskonzeptionen nicht bloß die kognitive, welche für die Naturwissenschaften maßgeblich ist und die der Realismus zu präferieren scheint, sondern auch die soziale in Betracht, da Sprache in ihrer Eigenschaft als Vehikel öffentlicher Kommunikation die Vergesellschaftung bzw. die gesellschaftliche Normung jeder individuellen Ausdrucksabsicht leistet. Das bedeutet, dass man durch die Sprache oder eben sprechend soziale Wirklichkeit an sich erfährt, denn jene ist nach Adorno „Medium der Begriffe, das, was die unabdingbare Beziehung auf Allgemeines und die Gesellschaft herstellt“ (Adorno 1974, 56), und wird zugleich bis in ihre formalen Aufbauelemente hinein vom öffentlichen Gebrauch affiziert, den ihr oktroyierten pragmatischen Funktionen angepasst: Sprache ist ein „Zeichensystem“, „das durch sein pures Dasein vorweg alles in ein von der Gesellschaft Bereitgestelltes überführt“ und „noch vor allem Inhalt“ (Adorno 1973a, 441), also bereits durch seine strukturelle Disposition der Konsolidierung der sozialen Praxis den Weg bereitet.

Selbstredend verhält es sich jedoch mitnichten so, dass Sprache nur einem kollektiven, gesellschaftlich verobjektivierten Reflexionsschema zum Ausdruck verhilfe und der Übermittlung von Privatem, auch einer Absage an den sozialen *convenu* keinen Raum böte: Vielmehr scheint es, dass sie etwa in poetischen Werken sich vollends den zu artikulierenden Gefühlen und Gedanken anschmiegt oder gar deren Nährboden abgibt. „Sie bildet“, so liest man wiederum bei Adorno, „den sozialen Regungen gänzlich sich ein; ja wenig fehlt, und man könnte denken, sie zeitigte sie überhaupt erst“ (Adorno 1974, 56). Gleichwohl kann sich noch die idiosynkratischste Äußerung nicht oder zumindest nicht gänzlich von der funktionalen Standardform der Sprache mit ihrem operationellen Charakter verabschieden, der sich ihr auf der elementarsten materiellen Stufe als rationaler *ordo* eingesenkt hat; selbst dort, wo alle kommunikativen Regeln außer Kurs gesetzt sein mögen, bleibt die Sprache virtuell auf die diskursive Rede als auf ihren Gegenpol verwiesen: Sie hat überdies nach Saussure schon dadurch, dass sie etwas bezeichnet, eine allgemein-gesellschaftliche Übereinkunft zur Grundlage, die ihren Merkmalen eine semiotische Funktion und ihr somit im Ganzen Sinn zuteilt, ist also bereits von ihren Konstitutionsbedingungen her betrachtet Träger eines überpersönlich-sozialen Allgemeinen, das über sie disponiert und zugleich durch sie seine abstrakteste Gestalt gewinnt. Das Subjektive kann sich in der Sprache nur unter der Bedingung manifestieren, dass es zu dem in ihr geronnenen objektiven oder gesellschaftlichen Moment in Beziehung tritt; hierfür ist, wie oben herausgearbeitet wurde, gerade die Fachsprache exemplarisch, weil der Gebrauch von Termini in einem besonderen Maße durch ein intersubjektiv verbindliches Regelwerk gesteuert wird, das sich als in der Terminologie niedergeschlagen hat und auf dessen Einhaltung der Wissenschaftsbetrieb insistiert.

Die Abstimmung des eigenen Ausdrucksbedürfnisses mit den vorgegebenen Normen des Sprechens ist eine Prozedur, die ein Individuum regelmäßig als Handlungsträger in der gesellschaftlichen Wirklichkeit verrichtet und durch die es wohl allererst zu einem sozialen Subjekt wird. Denn das Individuum genießt zwar in Demokratien westlicher Prägung sehr weitgehende Rechte, die ihm obendrein gesetzlich garantiert sind, doch ist seine Freiheit durch eine Vielzahl von – ebenfalls juristisch definierten – Pflichten wie auch von Zwängen gesellschaftlicher, beruflicher und ökonomischer Art begrenzt. Die Behauptung, dass man frei erst dann sei, wenn man in manchen Bereichen Zwang erfährt oder zumindest Regeln befolgen muss, dass man keinen Sinn für Freiheit hätte, wenn man nicht zugleich auch Mangel an ihr litte, mag allzu pointiert anmuten, doch dürfe sie durchaus etwas Triftiges haben. Auch in offenen Gesellschaften ist man gehalten, einem praktisch unaufkündbaren Konsens als deren wichtigster Säule Achtung zu zollen, und so hat der Einzelne seine privaten Bedürfnisse mit den Forderungen in Einklang zu bringen, denen er als juristische und gesellschaftliche Person nachkommen muss. Er hat die Aufgabe, das, was er möchte, zu dem ins Verhältnis zu setzen, was das Gemeinwesen von ihm verlangt. Mag diese soziale Wirklichkeit auch derart unkonkret und vielfach in sich vermittelt sein, dass sie in manchem wie ein bloßes Gedankenkonstrukt oder gar wie eine Fiktion anmutet, so lässt sich nicht leugnen, dass sie über unmittelbar nützlichende Geltungskraft verfügt; auch ein kompromissloser Konstruktivist kann etwa einem amtlichen Bescheid, der ihn erreicht, Realität nicht absprechen, insofern dieser ihn unabweislich zu einer bestimmten Handlung veranlasst oder auch gleich spürbare Konsequenzen nach sich zieht: Dass ihre performative Kraft solchen amtlichen Dokumenten nicht inhärent ist, als ob sie aus einem Naturgesetz resultierte, sondern durch Zuschreibung seitens anonymer Instanzen zufließt und sich damit ein Stück weit kollektiver Suggestion oder auch Manipulation verdankt, das tut ihrer Autorität und damit auch ihrer Wirksamkeit keinen Abbruch. Ebenso wird der Realitätsgehalt komplexer bürokratischer Strukturen dadurch, dass sie nicht an sich gegeben, sondern administrativen Einheiten entwachsen sind, nicht entkräftet; dass gesellschaftliche Institutionen ein höchst abstraktes Wirkungsgefüge bilden, das von seinen Repräsentanten entkoppelt ist, bedeutet keinesfalls, dass sie nur mehr Realität zweiten oder dritten Grades präntendieren dürften. Dass die gesellschaftliche Ordnung sich in der sprachlichen sedimentiert hat, zeigt sich gerade daran, dass man der letzteren Objektivität konzederen muss, ohne dass deren Rechtsgrund klar ersichtlich wäre; ihre Verbindlichkeit ist als absolute ihre wohl wesentlichste Konstitutionsbedingung. Das realistische Moment der Sprache ist darin beschlossen, dass in jedem kommunikativen Akt die gleiche unhintergehbare Dialektik von Subjektivität und Objektivität zum Austrag kommt, in deren Zeichen jedwedes realgesellschaftliche Handeln steht; die Sprache stellt sich in

diesem Sinne als das natürliche Medium von dessen Reflexion dar und ist als Widerspiegelung sozialer Erfahrung unmittelbar und so denn eben auch realiter, in ihrer strukturellen Beschaffenheit mit derselben verwoben.

Bibliographie

- Adorno, Theodor W. (1973a): Negative Dialektik/Jargon der Eigentlichkeit. In: Rolf Tiedemann (Hg.) unter Mitwirkung v. Gretel Adorno/Susan Buck-Morss und Klaus Schultz: Gesammelte Schriften. Bd. 6. Frankfurt a. M.: Negative Dialektik, 7–412/Jargon der Eigentlichkeit, 413–526.
- Adorno, Theodor W. (1973b): Philosophische Terminologie. Zur Einleitung. Hg. v. Rudolf zur Lippe. 2 Bde. Frankfurt a. M.
- Adorno, Theodor W. (1974): Rede über Lyrik und Gesellschaft. In: Rolf Tiedemann (Hg.): Noten zur Literatur. Gesammelte Schriften 11. Frankfurt a. M., 48–68.
- Arntz, Reiner/Picht, Heribert (1989): Einführung in die Terminologiearbeit. Hildesheim/Zürich/New York.
- Attig, Matthias (2015): Faktizität als Schein. Peter Szondis Hermeneutik und die Korpuslinguistik. In: Jochen A. Bär/Jana-Katharina Mende/Pamela Steen (Hg.): Literaturlinguistik – philologische Brückenschläge. Frankfurt a. M., 31–46.
- Attig, Matthias (2016): Sprachliche Physiognomie als linguistische Kategorie. Möglichkeiten einer linguistischen Operationalisierung des Physiognomiebegriffs. In: Hans-Georg von Arburg/Benedikt Tremp/Elias Zimmermann (Hg.): Physiognomisches Schreiben. Stilistik, Rhetorik und Poetik einer gestaltdeutenden Kulturtechnik. Freiburg i.Br./Berlin/Wien, 67–84 (Das unsichere Wissen der Literatur, Bd. 3).
- Backhaus, Hans-Georg (2004): Adorno und die metaökonomische Kritik der positivistischen Nationalökonomie. In: Andreas Gruschka/Ulrich Oevermann (Hg.): Die Lebendigkeit der kritischen Gesellschaftstheorie. Dokumentation der Arbeitstagung aus Anlaß des 100. Geburtstages von Theodor W. Adorno. 4.–6. Juli 2003 an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt a. M. Wetzlar, 27–64.
- Becker, Andrea (2001): Populärmedizinische Vermittlungstexte. Studien zu Geschichte und Gegenwart fachexterner Vermittlungsvarietäten. Tübingen.
- Benjamin, Walter (1974): Ursprung des deutschen Trauerspiels. In: Gesammelte Schriften. Unter Mitw. v. Theodor W. Adorno u. Gershom Scholem. Hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Bd. i.1. Frankfurt a. M., 203–430.
- Budin, Gerhard (1991): Wissensdarstellung in der Fachkommunikation. In: VAKKI-Seminaari, Väyri 9.–10. 02. 1991. Vaasa, 28–35.
- Clyne, Michael (1991): Zu kulturellen Unterschieden in der Produktion und Wahrnehmung englischer und deutscher wissenschaftlicher Texte. In: Informationen Deutsch als Fremdsprache 18, 376–383.
- Clyne, Michael (1993): Pragmatik, Textstruktur und kulturelle Werte. Eine interkulturelle Perspektive. In: Hartmut Schröder (Hg.): Fachtextpragmatik. Tübingen, 3–18 (Forum für Fachsprachen-Forschung, 19).
- Drozd, Lubomir/Seibicke, Wilfried (1973): Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Wiesbaden.

- Felder, Ekkehard (2008): Sprachliche Formationen des Wissens. Sachverhaltskonstitution zwischen Fachwelten, Textwelten und Varietäten. In: Ders./Marcus Müller (Hg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerkes „Sprache und Wissen“. Berlin/New York, 21–77.
- Felder, Ekkehard (2009): Sprache – das Tor zur Welt!? Perspektiven und Tendenzen in sprachlichen Äußerungen. In: Felder, Ekkehard (Hg.): Sprache. Im Auftrag der Universitätsgesellschaft Heidelberg. Berlin u. a.: Springer Verlag, 13–57 (Heidelberger Jahrbücher, Bd. 53).
- Gabriel, Markus (Hg.) (2014): Der neue Realismus. Frankfurt a. M.
- Galtung, Johan (1983/1985): Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachsenische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft. In: Leviathan 2, 303–338. (Wieder erschienen in: Alois Wierlacher (Hg.) (1985): Das Fremde und das Eigene. München, 151–193.)
- ISO/DIS 1087 (Daft 1988): Terminology – Vocabulary. Revision of ISO/R 1087.
- Jakobson, Roman (1988): Suche nach dem Wesen der Sprache. In: Elmar Holenstein (Hg.): Roman Jakobson. Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982. Frankfurt a. M., 77–98.
- Kalverkämper, Hartwig (1998): Rahmenbedingungen für die Fachkommunikation. In: Ders./Lothar Hoffmann/Herbert Ernst Wiegand (Hg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. 1. Halbbd. Berlin/New York, 24–47 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 14/1).
- Kuße, Holger (2012): Kulturwissenschaftliche Linguistik. Eine Einführung. Göttingen.
- Kutschera, Franz von (1975): Sprachphilosophie. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. München.
- Lanjouw, Joseph (Hg.) (1956): International Code of Botanical Nomenclature = Code international de la nomenclature botanique: adopted by the Eighth International Botanical Congress, Paris, July 1954. Utrecht.
- Metten, Thomas (2014): Kulturwissenschaftliche Linguistik. Entwurf einer Medientheorie der Verständigung. Berlin/Boston.
- Oeser, Erhard/Budin, Gerhard (1998): Grundlagen der Terminologiewissenschaft. In: Lothar Hoffmann/Hartwig Kalverkämper/Herbert Ernst Wiegand (Hg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. 2. Halbbd. Berlin, 2171–2183 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 14/2).
- Schröter, Juliane/Tienken, Susanne (2016): KULI 1 – Vorläufige Positionsbestimmung [http://kulturlinguistik.org/Files_KULI/KULI_1_Positionsbestimmung.pdf; letzter Zugriff am 16. 03. 2018].
- Weber, Max (1920/1988): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Photomech. NachDr. Bd. 1: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Tübingen.
- Weizsäcker, Carl Friedrich von (1960): Die Sprache der Physik. In: Sprache und Wissenschaft. Vorträge gehalten auf der Tagung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Hamburg, am 29. u. 30. Oktober 1959. Göttingen, 137–153.
- Wiegand, Herbert Ernst (1979a): Definition und Terminologienormung. Kritik und Vorschläge. In: Helmut Felber/Friedrich Lang/Gernot Wersig (Hg.): Terminologie als angewandte Sprachwissenschaft. Gedenkschrift für Univ.-Prof. Dr. Eugen Wüster. München u. a., 101–148.
- Wiegand, Herbert Ernst (1979b): Kommunikationskonflikte und Fachsprachegebrauch. In: Wolfgang Mentrup (Hg.): Fachsprachen und Gemeinsprache. Jahrbuch 1978 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf, 25–58 (Sprache der Gegenwart, 46).

- Wilss, Wolfram (1979): Fachsprache und Übersetzung. In: Wolfgang Mentrup (Hg.):
Fachsprachen und Gemeinsprache. Jahrbuch 1978 des Instituts für deutsche Sprache.
Düsseldorf (Sprache der Gegenwart, 46), 177–191.
- Wüster, Eugen (1959/1960): Das Worten der Welt, schaubildlich und terminologisch dargestellt.
In: Sprachforum 3, 183–204.
- Wüster, Eugen (1979): Einführung in die Allgemeine Terminologielehre und Terminologische
Lexikographie. 2 Teile. Wien.